Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 41 (1965-1966)

Heft: 10

Artikel: Die Botschaft hör ich wohl... : Gedanken eines Bauern zu den Möglichkeiten der Rationalisierung

Autor: Probst, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079515

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Botschaft hör ich wohl...

Gedanken eines Bauern zu den Möglichkeiten der Rationalisierung. Von Paul Probst, Travers

Täglich verschwindet in der Schweiz ein Bauernbetrieb, ein Selbständigerwerbender gibt auf. Muß das sein? – Auf diese Frage sucht hier Paul Probst, ein Bauer aus dem Jura, eine Antwort. Ausgehend von Erfahrungen anderer und auf dem eigenen Hof, setzt sich der Autor vor allem mit den verschiedenen Anregungen auseinander, auch der Bauer müsse heute eben rationalisieren und modernisieren. In welchem Maße dies möglich ist – und wie es auch schiefgehen kann, zeigt dieser Artikel. *B.H.*

Ich bin jetzt schon fast ein alter Bauer und habe zwei Weltkriege miterlebt. Wir hatten gute Zeiten während der Anbauschlacht, und weniger gute vor- und nachher. Vieles hat sich geändert, seit ich als junger Knecht mit fünf Franken im Monat angefangen habe. Die Menschen aber sind sich so ziemlich gleich geblieben. Und gleich geblieben ist auch, daß wir Bauern trotz recht viel Arbeit eigentlich noch immer keine goldenen Zeiten auf uns zukommen sehen, ganz im Gegenteil. Auf allen Seiten kann ich beobachten, daß immer wieder einem der Schnauf ausgeht: Immer wieder müssen Bauern, die ihren Hof einst schuldenfrei übernahmen, Geld aufnehmen oder gar verkaufen... Ja, woher kommt das?

Nicht daß wir rückständig wären. Wir tun, was wir können.

Seit Jahren besuche ich mit den Bauern aus unserer Gegend jeden Monat die Vorträge des von der Eidgenossenschaft bestellten Betriebsberaters. Das ist immer sehr anregend. Wir lassen uns da etwa erklären, wie man im Atomzeitalter bauern sollte.

Von Holland zum Beispiel erzählte der Mann: Damit die Bauern dort überhaupt noch wirtschaften können, richte der Staat die Poldern her, das heißt man entwässert das so benannte tiefliegende Land,

indem man gegen den Rhein und gegen das Meer hin riesige Dämme legt und nachher das Wasser in den wohl zehn Meter höher liegenden Strom hinaufpumpt. Die tiefsten Stellen bleiben dann als Süßwasserteiche, und das entwässerte Land wird nach zehn Jahren, entsäuert und zum Ackerbau brauchbar, sehr billig an die Bauern abgegeben.

Trotz dieser kräftigen Staatshilfe kämen aber die holländischen Bauern kaum auf einen grünen Zweig, wenn sie nicht gleichzeitig auch rationalisieren würden. Das geht so: In den neu erschlossenen Gebieten bauen sie jeweils an einer Straßenkreuzung vier Höfe, von denen ein jeder im Geviert hinter sich sein Land hat. Auch auf die Einrichtung der Häuser wird großer Wert gelegt: sie sollen so praktisch wie möglich sein, denn schließlich wird ja mehr als die Hälfte aller bäuerlichen Arbeit im Haus geleistet. Auch die Ställe werden rationell gestaltet, und die vier Höfe haben einen gemeinsamen Melkhof. Dorthinein jagt man die Kühe und gibt ihnen ein paar Maiswürfel als Leckerbissen zum Fressen, damit sie stillhalten. Dann hängt man die Melkmaschinen an, und es geht fast wie am Fließband. Für 40 Kühe braucht man nur einen Melker!

Das steht nicht im Heftli

Nach dem Vortrag setzen wir uns in die Wirtschaft zu einem Glas Wein. «Vorschläge machen kostet nicht viel», meint der eine; «mit so einem schönen viereckigen Hof würde ich auch nicht hindersi machen», ein anderer. «Wenn wir bei uns ameliorieren und die Güter zusammenlegen, ist das viel komplizierter. Und so mit dem Maßstab können wir das Land auch nicht verteilen. Da müßten wir zuerst mit unseren Högern abfahren, und teuer ist die Sache auch. Ein Vetter von mir mußte für die Güterzusammenlegung nur grad dreitausend Franken pro Hektare bezahlen, natürlich aus dem eigenen Sack!»

So diskutierten wir und stellten fest, daß uns wohl Bund und Kanton 60 Prozent an eine Güterzusammenlegung zahlen, daß aber der Rest eben für die meisten Bauern doch sehr viel ist. Und die Gemeinden bezahlen ja nur etwas, wenn zugleich eine Gemeindestraße gebaut werden kann.

Ein Mann am Nebentisch hat unsere Sorgen angehört. Er versteht uns und scheint sich für die Sache zu interessieren. Plötzlich tritt er zu uns und wirft uns eine Fachschrift für Betriebsrationalisierung auf den Tisch: «Da chasch läse: ‚Wann ist eine Betriebsumstellung wirtschaftlich?'»

Wir lesen.

Es wird da erklärt und ausgerechnet, wie sich die verschiedenen Betriebsarten (Ackerbau, Milchviehhaltung und Jungviehmast) in der Arbeitszeit auswirken und wie die Arbeiten je nach Saison über das ganze Jahr verteilt werden können. Es wird wirklich alles erwähnt, wann die Erntearbeiten sein werden, wieviel Stunden man für das Vieh oder die Kartoffeln einsetzen muß und welche Maschinen es braucht. Nur, was es kostet – das steht leider nicht im Heftli!

Der Betriebsberater hat uns im Vortrag auch geraten, uns zu Maschinengenossenschaften zusammenzuschließen. Das kann man natürlich. Aber es ist dann, wie ich aus der Nachbarschaft weiß, schon gar nicht einfach, alle Mitglieder auch zur richtigen Zeit zu bedienen. Wenn das Korn reif ist, dann möchte gleich jeder schneiden – aber vielleicht kommt nur einer dazu: eben der, der auf dem Stundenplan steht. Und wenn ich die Maschine bekomme, dann regnet es vielleicht schon wieder.

Es wird uns auch immer wieder empfohlen, wir sollten darauf achten, bessere Milchkühe zu bekommen. Aber man weiß doch: um eine andere Rasse Kühe heranzuzüchten, braucht es viel Zeit, vielleicht hundert Jahre, vielleicht auch mehr. Diese Empfehlung kommt mir etwa so vor, wie wenn man mir sagen würde, ich solle aus Chinesen Weiße machen.

Unsere Simmentalerkühe geben durchschnittlich 3600 Liter Milch im Jahr. – Ja, wenn wir Kühe mit einem Milchertrag von 4500 oder 5000 Liter hätten, könnte der Milchpreis vielleicht von 60 Rappen auf 48 bis 56 Rappen gesenkt werden. Wir haben aber während des Zweiten Weltkrieges die Zucht von guten Milchkühen vernachlässigt, und nachher war erst recht niemand mehr an einer Verbesserung der Rasse interessiert, weil wir ja in eine Milchschwemme hineingerieten und sogar nach Möglichkeit den Milchertrag zu bremsen suchten...

Natürlich kommt man uns auch mit der künstlichen Besamung. Sie soll zu besseren Milcherträgen führen. Den Beweis dafür habe ich allerdings noch nirgends gefunden. Ich habe nur gemerkt, daß die Tiere, die auf diesem künstlichen Weg «gezeugt» werden, gar nicht etwa die schönsten und stärksten sind. Im Gegenteil: Man erkennt sie oft an ihrer Temperamentlosigkeit und an ihrem rauhen Fell.

Ich erkläre mir das so: Wenn man den Samen eines noch so prächtigen Stieres in fünfzig Portiönchen einteilt, so bekommt nicht jede damit beglückte Kuh den besten Samen. In der Natur entwickelt sich normalerweise nur der beste und stärkste Samen, denn der ist auch zuerst beim Ei. Aber wenn man alle Samen sprießen läßt, dann ist das eben nicht natürlich. – Nun, ich bin ja kein Naturwissenschafter, aber vielleicht liege ich doch nicht ganz so schief mit meiner Theorie. Mit der Kunst der Künstlichkeit jedenfalls komme ich nicht weiter.

Probieren mit dem Rentieren

Ich glaube, in unserem Klima sei es vielleicht immer noch am besten, etwas von allem anzubauen. Auch gescheitere Leute reden ja von Risikoverteilung. Ist das Wetter schlecht für den Weizen, so gedeihen wenigstens die Rüben oder die Kartoffeln, oder das Gras wächst gut. Aber selbstverständlich braucht ein vielfältiger Betrieb auch mehr Arbeitskräfte.

Deshalb sucht man auch nach immer neuen Ergänzungen. So hat man da und dort mit einer Hühnerfarm angefangen. Aber nun gibt es davon schon fast zu viele. Wir haben zu viel Eier – und exportieren können wir sie nicht mit unseren Preisen.

Mancher probierts nebenbei mit einer größeren Schweinezucht. Mein Schwager baute einen Stall für 40 000 Franken. Und die weiteren Installationen kosteten nochmals 30 000 Franken. Das Geld mußte er als landwirtschaftlichen Investitionskredit aufnehmen; zwar kostete dieser nur ein Prozent Zins, muß aber zu acht Prozent amortisiert werden. An Zins und Amortisation muß er also im Jahr allein 6300 Franken herauswirtschaften. Der Metzger bezahlt für das Kilo Lebendgewicht (das heißt inklusive Kopf, Füße und so weiter) 3 Franken 35. Mein Schwager hat nun ausgerechnet, daß er bei diesen hohen Zinsen am Kilo nicht mehr als 2 bis 3 Rappen verdient. Er müßte also 2100 Säue zu 100 Kilo mehr verkaufen, bis er nur den Zins wieder hereinbringt!

Bähnler oder Bauer?

Ich kenne in unserer Gemeinde einen Bähnler, der auch wissen möchte, wie man einen landwirtschaftlichen Betrieb zum Rentieren bringen könnte. Manchmal kommt er mit an unsere Vorträge. Sein Vater hat im Waadtland einen schönen Hof – er aber geht zur Bahn.

Er meint zwar, er würde zehnmal lieber bauern, wenn er es finanziell machen könnte. Aber wenn er das Gut vom Vater übernehmen würde, müßte er diesem als Zins doch wenigstens vier Prozent von minimum 60 000 Franken zahlen, die das Gut nach Katasterwert zusammen mit dem Vieh doch etwa wert sei. Der Vater müßte schließlich auch von etwas leben, wenn er sich ins Stöckli zurückzöge. Und für Maschinen und Einrichtungen müßte man weiter einen Investitionskredit von 30 000 Franken aufnehmen. Jährlich wären also an den Vater 2400 Franken zu bezahlen; dazu kämen 4800 Franken Zins für den Investitionskredit (bei Maschineninvestitionen werden 15 Prozent Amortisation verlangt, weil ja die Maschinen nur sechs bis sieben Jahre halten, und dazu kommt ein Prozent Zins) und rund 6300 Franken Betriebskosten, die man mit 21 Prozent der Investitionen rechnet. Das macht zusammen 13 500 Franken. Der Betrieb mißt 12 Hektaren und bringt einen Rohertrag von etwa 1600 Franken je Hektare. Also würde man jährlich 19 200 Franken einnehmen, und nach Abzug der Zinsen verblieben ihm nur 5700 Franken, aus denen er Dünger, Pflanzenschutzmittel und Steuern bezahlen und mit seiner Frau und seinen drei Kindern leben muß. Als Bähnler hat er einen Lohn von 1100 Franken im Monat, einen Garten, ein paar Chüngel, und pro Jahr kann er eine Sau mästen. Ab und zu wird mit Holzen etwas dazuverdient. Wenn er beim Vater bliebe, wäre er einfach ein Melker ohne Lohn.

«Ja, und was macht Ihr jetzt?» fragte ich ihn. «Der Vater will verkaufen. Schade, aber es wird wohl nicht anders zu machen sein», meinte er darauf, resigniert darüber, daß eine Übernahme für ihn einfach nicht mehr möglich sein soll.

Die eigene Rechnung

Der Bähnler muß mir ja eigentlich nichts vorrechnen. Ich weiß selber, wie «rentabel» das Bauern heute ist.

Mein Betrieb mißt 17,5 Hektaren, wovon 3,5 Hektaren Wald. Ich kaufte ihn 1959 für 72 000 Franken und 3000 Franken Gebühren. Das entspricht ungefähr einem Quadratmeterpreis von 50 Rappen und kann als recht günstig bezeichnet werden.

Die amtliche Schatzung betrug damals 45 000 Franken. Das Haus war etwas altmodisch, aber recht, und am Ende des Jahres ging mir die Rechnung Null zu Null auf. Neben meiner Frau und mir selbst arbeitet ein Knecht auf dem Gwerb, und mein Sohn, meine Tochter und ihr Bub wohnen bei uns. Ich intensivierte den Betrieb nun etwas, damit die drei Arbeitskräfte auch voll ausgenützt werden konnten, und brachte ihn so von sieben auf zehn Kühe. Das bedeutete aber auch, daß das Haus vergrößert und modernisiert werden mußte, denn mehr Vieh und mehr Menschen brauchen mehr Platz, ganz zu schweigen von den Vorräten, Futtermitteln und so weiter.

Aber sobald man einmal anfängt mit Modernisieren, ist im Handumdrehen ein Haufen Geld nötig. Zum Beispiel habe ich eine moderne Güllenverschlauchung angeschafft, die 4000 Franken kostete und nun zu sechs Prozent amortisiert werden muß. Im Sommer brauchen wir an Stelle des Strohs Sägemehl im Stall, das einfach mit der Gülle und mit viel Wasser herausgeschwemmt wird und aufs ganze Land verteilt werden kann. Das gibt viel weniger Arbeit als das traditionelle Misten, und wegen des reichlichen Wassers können auch Verbrennungen an den Kulturen vermieden werden. Für gewöhnlich muß man beim Güllen ja darauf achten, daß es nachher regnet, damit die scharfe Gülle verwässert wird; da waren wir mit einer eigenen Quelle recht gut dran.

Ich habe also zehn Kühe, vier zwei- bis dreijährige Rinder, meist vier Aufzuchtkälber und zwei Pferde, fünf Schweine, eine Muttersau und etwa vierzig Hühner.

Die etwa drei Hektaren Ackerland geben rund 40 Doppelzentner Körnergetreide und 80 Doppelzentner Kartoffeln. Was wir selber brauchen, ist dabei nicht abgerechnet: 2 Doppelzentner für Brot, 15 Doppelzentner Gerste und Hafer zum Verfüttern, Runkeln und Futterkohl.

Ich will hier einmal zusammenrechnen, was so ein Betrieb kostet: Im letzten Jahr habe ich für 1310 Franken Dünger gekauft und für 4860 Franken Viehfuttermehle.

Unterhalt, Amortisation und Zinsen für die Maschinen kosten mich nicht viel, weil wir alle mit Pferdezug antreiben, mit Ausnahme der Druckpumpe der Güllenverschlauchung und des Motormähers. 1800 Franken muß ich aber doch rechnen. Für die Pferde kaufte ich Futter für 450 Franken. Viehversicherung haben wir keine, die meisten Bauern hier meinen, es komme billiger, den Schaden selber zu tragen. Dann kommen aber die anderen Versicherungen: 150 Franken für die Feuerversicherung, 120 Franken für die Mobiliarversicherung und noch 650 Franken für die obligatorische Unfall- und Haftpflichtversicherung.

Den Veterinär brauchen wir selten, man hat aber noch bald 500 Franken im Jahre ausgegeben. Ein Auto haben wir nicht, das heißt: es gehört meinem Sohn, der oft auswärts arbeitet und von mir für seine Mithilfe jedes Jahr 1000 Franken bekommt. Der Knecht, der schon fünfzehn Jahre bei mir arbeitet, kostet mich im Jahr 2400 Franken Barlohn, und davon legt er über die Hälfte auf die Bank. Pro Tag und Kopf müssen wir rund 6 Franken für Kost, Logis und Wäsche rechnen, das macht im Jahr 13 140 Franken (6 x 6 x 365).

Der Gebäudeunterhalt kommt, auch wenn wir vieles selber machen, auf mindestens 2000 Franken. In den letzten fünf Jahren haben wir auch einiges ausgebaut: zwei Zimmer komplett eingerichtet, eine neue Einfahrt erstellt, am Stall angebaut und eine Schweineschwemme montiert. Die Bank schätzt den Wertzuwachs auf 40 000 Franken, unsere Selbstkosten beliefen sich jedoch nur auf 15 000 Franken; und so verbaue ich pro Jahr ungefähr 3000 Franken. Demnächst bekommen wir sogar ein Badezimmer!

Pflanzenschutzmittel benötige ich wenig, aber doch für 200 Franken; ferner 500 Franken für Saatgut und Mähdrescher. Und die Steuern von 400 Franken sollten auch noch bezahlt werden.

Jedes von uns braucht jährlich ungefähr zwei Übergwändli, ein Paar Stiefel und etwas Wäsche, alles in allem etwa 200 Franken im Jahr. – Modern kommen wir nicht daher. Mein gutes Halbleinen-Gewand stammt von 1935 und wird wohl noch einige Zeit halten. Meine Frau macht sich das meiste selbst.

Da ich eine Kaltluft-Heutrocknungsanlage mit einem 7 PS-Ventilator unter dem Heustock habe, kommt der Strom auf 1600 Franken, Wasserzins zahlen wir keinen. Unsere gute Quelle treibt den Widder, eine Wasserpumpe, die das 30 Meter höher gelegene Reservoir speist. Sie kostet mich 100 Franken im Jahr. Schließlich will auch die AHV 1200 Franken sowie die Bank den Hypothekarzins von 3600 Franken.

Alles in allem, liebe Leser zu Stadt und Land, macht also das Betrieblein Unkosten von über 40 000 Franken, oder wenn man es genau nimmt, und das sollte man doch, im Jahre 1964/65 40 180 Franken.

Nun wollen wir sehen, was hereinkommt.

Bei den Einnahmen ist der große Posten das Milchgeld. Ich bin stolz darauf, daß ich mit den zehn Kühen heute einen doppelt so hohen Milchertrag habe wie mein Vorgänger mit seinen sieben Tieren. Pro Kuh kann ich im Durchschnitt mit 3800 Liter rechnen, das macht rund 16 000 Franken bei einer Litervergütung von gegenwärtig 53 Rappen.

Ferner kann ich jedes Jahr auch etwas Vieh verkaufen: zwei Rinder und zwei ältere Kühe für zusammen 8000 Franken und fünf Kälber zu 200 Franken; 16 Fäärli zu je 80 Franken und drei gemästete Schweine zu je 500 Franken – das macht nochmals 2780 Franken. Ferner nimmt meine Frau je Woche ungefähr 7 Franken 50 Eiergeld ein. Die Hühner essen wir selber, obwohl sie niemand besonders gern hat – sie sind eben das billigste Fleisch. Unsere 20 Doppelzentner Weizen verkaufen wir für insgesamt 1500 Franken. Darin sind die 4 Franken Zuschlag pro Zentner für Getreidebau im Berggebiet inbegriffen. Das Stroh brauchen wir im Winter im Stall, und für die verkauften Kartoffeln erhielt ich 1200 Franken. Für Holz lösen wir 3000 Franken und für Holzfuhren noch 520 Franken, – das Holz ist übigens fast das Rentabelste, denn es bleibt ein rechter Arbeitslohn daran. Den Wald pflegen wir so, daß er sich von selbst erneuert.

Mit Kuhdoktern und Hausmetzgen, das heißt durch meine Mithilfe in den Ställen der Nachbarschaft, erwerbe ich mir etwa 300 Franken als Geburtshelfer. Mein Stier verdient mit Hochzeiten fast das Doppelte; etwa fünfzigmal kommt er dran und jedesmal bringt er fast 12 Franken ein. Die verschiedenen Prämien von Bund und Kanton, sowie Rückvergütung für Berggebiete machen 980 Franken aus, und die an den Haushalt gelieferten Produkte aus dem Eigenbetrieb kann ich mit 5570 Franken rechnen.

Man kann zusammenrechnen: es gibt 41 840 Franken! Da bleiben mir also 1660 Franken, vielleicht bisweilen auch etwas mehr, aber reich wird man nicht. Und das ist der Zins für mein ganzes Eigenkapital. Für Privatausgaben und Maschinen bleibt da kaum etwas.

Ich frage mich oft, wie es denn mein Vorgänger gemacht habe. Nun, er hatte jedenfalls weniger Kapital investiert als ich, – und zudem ist es ein offenes Geheimnis, daß in dieser Gegend seit jeher Absinth gebrannt worden ist. Man rechnete mit etwa 70 Liter pro Woche, und am Liter verdiente einer seine zwei Franken. Kann man es den Bauern verdenken, wenn sie sich diese ungesetzliche Einnahmequelle zunutze machten?

Der Elitebauer gibt auf

Bin ich ein Einzelfall? Es scheint mir nicht, denn ringsum tönt etwa das gleiche Lied. Wie oft saß ich doch schon mit meinem Nachbarn zusammen, und am Schluß kam er immer aufs Gleiche: Wir seien mit unseren Preisen einfach zwanzig Jahre hintendrein!

Er ist ein junger Bauer in den besten Jahren, hat ein schaffiges Fraueli und übernahm von seinem Vater das Heimet für 28 000 Franken ziemlich schuldenfrei. Mit 27 Jahren fing er an zu bauern, und er verstand etwas vom Beruf, sonst hätte man ihn nicht damit beauftragt, eine der 600 offiziellen Buchhaltungen für das Bauernsekretariat in Brugg zu führen.

Anfänglich war sein Betrieb etwa halb so groß wie meiner, und er machte es mit seiner Frau allein. Sie half noch im Konsum als Verkäuferin aus, und er übernahm im Winter Holzschläge und arbeitete zeitweise in einer Zimmerei. So rechnete er sich aus, daß er auf seinem Hof jedes Jahr etwa 2000 Franken herausbringen könnte und diese auf die Seite legen würde. Aber es kam alles anders, als er es sich dachte.

Mein Nachbar hatte das Gefühl, er sei kein rechter Bauer, wenn er daneben noch auswärts arbeite. Darum wollte er den Betrieb intensivieren. Zuerst schaffte er sich einen Traktor für 12 000 Franken an. Aber das Heimet ist eben sehr stotzig, und der Traktor hatte deshalb schon nach drei Jahren ausgeschlagene Lager – und mußte für 4000 Franken verkauft werden. Er meinte auch, die Kühe würden mehr Milch geben, wenn er sie dank dem Traktor schonen könnte, aber der Mehrertrag der Milch reichte nicht einmal, um das Benzin für den Traktor zu bezahlen. Nun kaufte er einen größeren Traktor, der natürlich stärker war und längere Zeit aushalten sollte. Dafür kostete er auch 16 000 Franken.

Jetzt war das gesparte Geld aufgebraucht, und

bald zeigte es sich, daß für den großen Traktor der Betrieb zu klein war. Um also den Traktor besser ausnützen zu können, pachtete der Bauer noch Land dazu, gerade noch einmal so viel wie sein eigenes. Und mit dem neuen Pachtland wuchs natürlich das Ausmaß der Ernte, und das Haus wurde zu klein.

Ferner mußte er für 12 000 Franken Maschinen zum Traktor kaufen, und dafür einen Investitionskredit aufnehmen. So entstanden vermehrte Kosten: für den Kredit 16 Prozent und für laufende Jahreskosten noch einmal 21 Prozent dazu (für Pferdezugmaschinen rechnet man dagegen nur mit 15 Prozent).

Um diese Aufwendungen herauszuwirtschaften, schritt er nun zu äußersten Rationalisierungsmaßnahmen: Ein neuer Stall, ein Heuschopf und ein Silo wurden gebaut. Ich habe beim Ausbaggern für den Silo und beim Erstellen des Schopfes mitgeholfen. Aber alles kann man nicht selber machen, und das Baumaterial ist auch nicht gratis. So nahm man eben Geld auf: Für neue Maschinen gab es 35 000 Franken Investitionskredit und auf das Heimet konnten ganze 10 000 Franken aufgenommen werden. Einen Rest von 30 000 Franken bekam man von Kreditinstituten zu recht teurem Zins. – Aber, wenn ein Bauer in die Stadt muß, um Geld aufzunehmen, so wird ihm meist ganz ordentlich das Hemd vom Leib gezogen: Oft zahlen wir für solche Kredite 25 Prozent Zins im Jahr, wenn man all die verschiedenen Posten für Zins und Gebühren zusammenzählt, die jeweils auf den Abrechnungen erscheinen.

Indessen: mit der Arbeitslast schien es trotz den Maschinen nicht besser geworden zu sein. Ich beobachtete, daß nun die Frau anstelle ihres Mannes jeweils morgens um vier Uhr die Milch kontrollieren ging. Sie war nun Milchkontrolleurin geworden und verdiente die 3000 Franken im Jahr, die vorher der Mann heimgebracht hatte.

Als ich einmal die Frau fragte, wie es denn so gehe, begann sie beinahe zu weinen und klagte, es sei einfach zu viel für sie, sie halte das fast nicht aus. Auf meine Frage, was denn herausschaue bei dem Krampf, meinte sie: «Was useglueget hät? Hindersi gmacht hämmer s letscht Jahr!» Und sie erzählte mir, wie es zugehe beim Heuet: Der Mann fahre mit dem Ladewagen hinaus und komme nach zwanzig Minuten schon wieder zurück mit einer neuen Ladung. In zwanzig Minuten aber könne doch kein Mensch eine ganze Heuladung auf den Stock befördern. Der Mann sei wahrlich kein Unmensch und habe deshalb zwei Arbeiter eingestellt. Und kaum hatte man die Arbeiter, bockte der Traktor, und die Arbeiter standen herum für den Taglohn. Als der Traktor wieder geflickt war, regnete es, und als der Regen aufhörte, waren die Arbeiter auf einen anderen Hof versprochen. Als einige Zeit später mein Nachbar einmal mit einer Kuh zu meinem Stier kam, schien auch er sehr niedergeschlagen. Er habe es satt, er wolle lieber verkaufen, sagte er. So wie das Bauerngewerbe heute sei, könne man nichts ersparen.

Vom Bauer zum Knecht . . .

Man könnte sagen, was ich da berichte, sei übertrieben und beziehe sich nur auf den Jura. Aber da kenne ich doch seit drei Generationen eine Familie im Berner Mittelland, im fruchtbarsten Gebiet unseres Landes. Den Großvater nannten sie nur den «Lismer», weil er eine kleine Strickwarenfabrik betrieb. Er war es, der den großen Hof an bester Lage mit fünfundzwanzig Kühen kaufte und ihn auch fast vollständig abzahlen konnte. Er hatte nur einen Sohn, der auch ein versierter Bauer wurde, die landwirtschaftliche Schule besucht hatte und es zum Gemeinderat und Feuerwehrhauptmann brachte. Im Militär war er Dragoner-Feldweibel. Ein intelligenter Mann, der das Zeug zu einem Großrat gehabt hätte.

Seine drei Söhne übernahmen den Hof schuldenfrei und bekamen noch etwas Geld dazu. Auch sie waren in der landwirtschaftlichen Schule gewesen und wollten nun nach neuer Art bauern. Wegen Arbeitermangel stellten sie auf Maschinen um. Aber das ist eben so eine Sache. Von Hand mähen kann einer bis er siebzig Jahre alt ist, sobald man aber anfängt zu rationalisieren, gehen die Knechte weg, denn wenn die Maschinen das Tempo diktieren, wird die Arbeit zu streng. Auch zahlt die Fabrik besser als der Bauer.

Zuerst versuchten die drei Söhne es mit der Rindermast. Sie sahen aber bald, daß das Mästen nicht mehr einbrachte als das Melken. An einigen Ausstellungen konnte man ihre Rinder bewundern. Es waren durchwegs Musterrinder, aber niemand sagte, was sie kosteten. Für die schönen Mastrinder

brauchte es natürlich auch bessere Ställe – und so wurde eben zweimal umgebaut.

Heute haben die drei Söhne Schulden im Betrage von 120 000 Franken bei der Genossenschaft und können nicht bezahlen.

Einer von ihnen heiratete dann eine reiche Tochter, und deren Vater trat für die Schulden ein. Nun gehörte der Hof aber nur dem einen reichen Schwiegersohn und seine Brüder sind allesamt eigentlich nur noch Melker und Knechte. Einer hat den Niedergang nicht verkraften können und nahm sich das Leben. – Das Innere der Menschen ändert sich eben nicht, auch wenn man neue Ställe und neue Maschinen anschafft. Die Menschen sind noch wie zu Gotthelfs Zeiten.

. . . oder zum Millionär

Als junger Knecht arbeitete ich seinerzeit im Zürcher Unterland. Mein Meister hatte das schöne Gut vom Vater geerbt. Im Nebenamt war er Kassier für die Melioration, ein wichtiger Mann, der im Dorf etwas galt. Aber offenbar war er der Aufgabe, als Kassier über die Drainage-Arbeiten von über zwei Millionen abzurechnen, nicht gewachsen. Am Schluß fehlten auf alle Fälle 60 000 Franken – und niemand wußte, wo das Geld hingekommen war. Es gab keinen andern Ausweg, als den Hof zu verkaufen, damit der Fehlbetrag gedeckt werden konnte.
Damals bot mir der Bauer sein Heimet für 60 000 Franken an. Gerne hätte ich zugeschlagen, aber mir fehlte das nötige Geld. Ich verdiente damals, im Jahre 1925, gerade 120 Franken im Monat. Und das war ein rechter Lohn.

Es tat mir im Herzen weh, daß ich den Hof nicht erwerben konnte, weshalb er denn an einen Viehhändler ging, der ihn schon nach einem halben Jahr für das Doppelte weiterveräusserte. Heute ist das Land Millionen wert – aber leider gehört es nicht mir.

Sicher kann ein Bauer auch heute reich werden, wenn er Land in der Bauzone hat. Und ich glaube fast, daß alle die Bauern, die es in heutiger Zeit noch zu etwas bringen, eben Grundstücke verkauft haben.

Als im Wallis in den zwanziger Jahren die Rhône neu kanalisiert wurde, kaufte ein Freund von mir dort 400 Hektaren Ödland, fast gratis, könnte man sagen. Er behielt das Land während der guten Kriegsjahre und verkaufte einen Teil davon nach zwanzig Jahren mit einer Million Franken Gewinn an eine große chemische Fabrik.

Rund 100 Hektaren behielt er für sich, rationalisierte seinen Gwerb nach neuesten Methoden und erwarb auch noch einen zweiten Hof dazu – der mit der Zeit höchstwahrscheinlich Bauland werden wird.

Die chemische Fabrik ihrerseits hat bis heute Millionen von Franken in ihr Gut gesteckt, und der Verwalter, den ich gut kenne, erzählte mir, daß stets nur das Neueste gekauft werde – die alten Maschinen stelle man kurzerhand in den Schopf. Auf meine Frage nach der Rendite meinte er, er hoffe, daß man wenigstens die Kosten herausbringe, die Betriebskosten – die Investitionen müsse man vom ersten Tag an eben abschreiben.

Solche Musterbetriebe findet man da und dort, aber sie sind wohl eher als ein Hobby zu betrachten für so glückliche Leute, die in der Lage sind, jährlich einige Zehntausende von Franken draufzulegen anstatt zu verdienen.

Die beiden haben es sicher recht gemacht, der eine hatte das Glück, das richtige Land zu kaufen und der andere ist ein guter Verwalter. Aber nachmachen kann man das nicht so ohne weiteres.

Letztes Jahr war ich seit fünfzig Jahren zum ersten Mal in den Ferien. Im Engadin. Den Welschheuet, den wir früher als Ferien betrachteten, würde heute ja niemand als Ferien gelten lassen! Und na-

---

Da mussten beide lachen

Unser Deutschlehrer gab die Aufsätze zurück. Neugierig suchte ich nach der Note. Da stand aber nur ein einziges rotgeschriebenes Wort, das ich mit dem besten Willen nicht entziffern konnte. Ich hoffte, es sei eine lobende Bemerkung und eilte zum Lehrer, um ihn zu fragen. Halb wütend halb mißtrauisch schaute er mich an. An meinem Gesicht muß er dann gesehen haben, daß meine Frage arglos und ehrlich war. «Unleserlich» heiße es, stieß er ärgerlich hervor. Dann blickten wir uns an und mußten beide lachen.

M. W. in G.

türlich interessierte ich mich, wie es den Bauern dort ging. Der erste, den ich fragte, war ein Großbauer, der sein Geld in der Hotellerie verdiente. Er hatte seinerzeit Volkswirtschaft studiert und meinte zu mir, jetzt sei er Bauer und arbeite nach der Devise: mit möglichst wenig Aufwand möglichst viel produzieren, ganz nach alter Väter Sitte. Er hat auch die Subventionen, die er eigentlich nicht nötig gehabt hätte, erhalten. Vom Bauern bringt er nichts auf die Seite, aber den Hof kann er wenigstens halten.

Einen andern Bauern traf ich in der Nähe beim Mistzetten. Er fand, die Güterzusammenlegung sei ja schon in Ordnung, aber jetzt müsse er pro Hektare 3000 Franken an die Kosten bezahlen. Es komme ihm vor, als müsse er auf diese Art den Hof, den er vom Vater geerbt habe, gerade noch einmal bezahlen. Woher er das Geld nehmen sollte, wisse er auch noch nicht.

Was sagt die Statistik?

Immer wieder vertiefe ich mich in alle möglichen Buchhaltungen und Schriften über Betriebsgestaltung, aber ich habe bis heute nicht herausgefunden, wie man rationalisieren kann, daß es rentiert. Ich weiß nicht, woher gewisse Statistiker ihre Zahlen nehmen und wieso etwa Bundesrat Schaffner, wie ich das in der Zeitung las, im Herbst 1965 sagen konnte: «Pro Betrieb und Jahr werden durchschnittlich 8000 Franken auf die Seite gelegt. – Der Arbeitsverdienst in der Landwirtschaft beträgt heute 39 Franken pro Arbeitstag und ist nicht mehr viel kleiner als bei besseren Industriearbeitern.»

Viele Bauern, die solches lesen, werden staunen, vielleicht werden sie auch sagen, das sei frisch und fröhlich erfunden. Und wenn man dann beim Brugger Sekretariat etwa nachfrägt, was denn die 39 Franken pro Tag bedeuteten, so heisst es, das sei der sogenannte Arbeitsverdienst für den Bauern und seine Familienangehörigen. Dieser Betrag werde errechnet, indem man von allen Einkünften alle Unkosten (inklusive Zinsen und Amortisationen) abziehe. Da im Durchschnitt auf jedem Betrieb zweieinhalb Arbeitskräfte aus der eigenen Familie arbeiten, gelten die 39 Franken also für zweieinhalb Personen; für eine Arbeitskraft macht das also 15 Franken 60 im Tag oder 468 Franken im Monat.

Bundesrat Schaffner sagte auch, im Durchschnitt würden pro Betrieb im Jahre 8000 Franken auf die Bank gelegt. Aber ich glaube, dieses Geld auf der Bank stammt eher von Landverkäufen als von bäuerlicher Rendite. Jedenfalls bestätigt das Bauernsekretariat, daß die jährlichen Landverkäufe ungefähr dieselbe Summe erreichen – wird doch täglich in der Schweiz ein Betrieb von 10 bis 15 Hektaren verkauft. Seit 1955 ist die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe um 30 000 zurückgegangen – teils sind die Güterzusammenlegungen daran beteiligt, teils wird der Boden für Straßenbau, Flugplätze und so weiter gebraucht, und viel Land geht natürlich für Bauparzellen verloren.

Wenn ich das Wort Statistik höre, so sehe ich immer wieder den Schuldenberg vor mir, wie er uns an der Expo gezeigt wurde: 8 Milliarden Schulden lasten auf der schweizerischen Landwirtschaft, das sind 7000 Franken pro Hektare. Der Ertragswert einer Hektare wird aber heute mit 3000 Franken angegeben. Zwei Jahre früher waren es erst 6 Milliarden Schulden, und dabei nimmt der Bauernstand doch ständig ab!

*

Ich werde bald siebzig Jahre alt und möchte meinen Betrieb auch gelegentlich weitergeben – aber keiner von meinen drei Söhnen will ihn übernehmen.

Immer wieder denke ich über diese Probleme nach und frage mich: Warum muß das alles so kommen? Mir scheint, rationalisieren kann man nur, wenn man das Geld schon à fonds perdu bekommt, sei es nun geerbt oder von der Industrie. Die bäuerlichen Betriebsrechnungen sind so spitz gerechnet, daß es sehr wenig braucht, um zu einer negativen Bilanz zu kommen.

Gewiß, es hat viele Bauern, die heute der Meinung sind, das beste sei, wenn derjenige das Bauernland aufkaufe, der das Geld dazu habe. Und es hat auch manchen Bauern, dem es wohl ist, Pächter auf dem Hof seines Vaters zu sein. Wie wird es aber in der nächsten Generation sein, sind das dann nur noch Verwalter-«Mietlinge», wie es in der Bibel heißt?

Wie es auf die Dauer herauskommen würde, wenn wir keine selbständigen Bauern mehr haben, die auf eigenem Grund und Boden werken, das wage ich nicht zu prophezeien...

Und trotzdem: ich bauere weiter, ich kann nichts anderes sein als Bauer, auch wenn es noch so unvernünftig ist.